



INGEBORG WOLLSCHLÄGER hat dreißig Jahre als Krankenschwester gearbeitet, davon zwanzig Jahre in einer Notaufnahme. Mit ihrem Blog »notaufnahmeschwester«, unter anderem nominiert für den Grimme Online Award 2016, erreicht sie über 400.000 Leser. Sie ist verheiratet, hat drei Söhne und kocht gerne Suppe.

Besuchen Sie uns auf [www.penguin-verlag.de](http://www.penguin-verlag.de) und Facebook.

INGEBORG WOLLSCHLÄGER

# Die Notaufnahme- schwester

Ein ALLTAG zwischen LEBEN, TOD  
und WAHNSINN



**PENGUIN** VERLAG

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese  
nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum  
Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967

4. Auflage

Copyright © 2020 Penguin Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlag: Favoritbüro

Umschlagmotiv: © Alexander Trou / Shutterstock,  
© amesto / Shutterstock

Redaktion: Birthe Vogelmann

Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10480-3

[www.penguin-verlag.de](http://www.penguin-verlag.de)



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

# Inhalt

Vorwort . . . . .	9
Moment mal – Wer schreibt hier eigentlich? . . . . .	13
In diesem ehrenwerten Haus – Meine Zeit als Schwesternschülerin . . . . .	15
Meine Anfänge in der Notaufnahme . . . . .	29
Vor der Notaufnahme – Bitte warten! . . . . .	35
Guten Tag, wie kann ich Ihnen helfen? Elf Regeln für das Ankommen in der Notaufnahme . . . . .	35
Im Wartezimmer . . . . .	46
Der Erstkontakt . . . . .	51
Der Scan-Blick der Notaufnahmeschwester . . . . .	54
Sind Sie hier die Schwester? Die acht häufigsten Reaktionen auf meinen Beruf . . . . .	61
Selfempowerment . . . . .	67
Die lieben Angehörigen . . . . .	73

In der Notaufnahme – Treten Sie ein! . . . . .	79
Ein ganz normaler Tag in der Notaufnahme . .	80
Der Nocebo-Effekt – oder wie man mit Patienten spricht . . . . .	87
Die lieben Patienten . . . . .	97
Geschichten aus Saufnasenhausen . . . . .	115
Meine vier Sternstunden der alternativen Heilmethoden . . . . .	156
Die Glocke der Achtsamkeit . . . . .	159
Der Schattenwolf . . . . .	163
Die lieben Kollegen . . . . .	165
Beschwerdemanagement . . . . .	183
Deeskalation . . . . .	190
Ausgänge aus der Notaufnahme . . . . .	193
Sterben in der Notaufnahme . . . . .	194
Den Patienten eine Stimme geben . . . . .	202
Wie man die Schicht überlebt – und alles andere auch . . . . .	207
Der Spagat zwischen Schicht und Privatleben in sieben getesteten Schritten . . . . .	208
Humor ist, wenn man trotzdem lacht . . . . .	212
Zwölf Motivationsschübe . . . . .	215
Dienstbesprechungsbullshitbingo . . . . .	218
Stadt, Land, Fluss . . . . .	221
Das Laberglas . . . . .	222
Die gestaltete Mitte . . . . .	224

Pause .....	227
Kultur .....	228
Epilog – And now her watch is ended .....	233
Acht Erkenntnisse aus meiner Zeit in der Notaufnahme .....	237
Dank – Die anderen sind das weite Meer .....	245



# Vorwort

Liebe Leserinnen und Leser,

nach über zwanzig Jahren in der Notaufnahme ist mir nichts mehr fremd. Ich habe genauso viele unerwartend berührende Momente wie äußerst brenzlige Situationen erlebt, in denen man eine Tüte Kabelbinder griffbereit haben musste. Wozu, fragen Sie? Als Handschellenersatz für die Polizei, denn in der Notaufnahme landen auch immer wieder höchst unberechenbare Zeitgenossen. Emotionale Achterbahnfahrten von lustig über traurig und schrecklich bis rührend schön stehen auf der Tagesordnung. Einsteigen, bitte! Heute mit Extralooping! Wir erleben hier alles, was das menschliche Leben zu bieten hat: Skurriles, Tragödien, wahre Liebe. Und dabei bleiben wir stets eins: ruhig. Wie lächelnde Stewardessen und Stewards im voll besetzten Flieger nach Malle bewegen sich die Schwestern und Pfleger zügig, aber mit nahezu buddhistischer Gelassenheit durch die Flure des Krankenhauses.

Ich bin inzwischen aus dem Flugzeug ausgestiegen und blicke in Dankbarkeit auf die Jahre dort zurück. Sie haben mich so unendlich viel über das Leben gelehrt – auch über mein eigenes. Trotz des hohen Stresspegels hatte ich reichhaltigen Spaß mit den Kollegen und Patienten. Ich habe in dieser Zeit auch jede Menge Fehler gemacht und bin an ihnen gewachsen. Und trotz der mannigfaltigen Schwierigkeiten im Gesundheitswesen habe ich meinen Job geliebt. Denn der Zauber dieses Berufs liegt nach wie vor in der Begegnung mit unserem »Nächsten«.

Es ist immer heikel, über die Arbeit in einem so sensiblen Bereich zu schreiben. Deshalb bleiben alle erwähnten Personen, wie Patienten, Ärzte und Kollegen, auch anonym. Kein Außenstehender kann sich ein komplettes Bild davon machen. Die einen denken: »Na, das könnte ich auch, das bisschen pflegen und hegen.« Den Nächsten schwebt die sexy Krankenschwester aus einem Erotikfilm vor. Andere möchten einem den Heiligenschein aufpolieren. Und natürlich kommt immer jemand um die Ecke, der erzählt, was dem Neffen der Cousine zweiten Grades Schlimmes passiert ist, und der deshalb meint zu wissen, wie es in der Notaufnahme läuft. Tut er aber nicht. Kann er gar nicht.

Wer könnte Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, einen besseren Einblick in den Alltag einer Notaufnahme geben als jemand, der über zwanzig Jahre dort gearbeitet hat? Daher möchte ich Sie gern mitnehmen.

Normalerweise müssten Sie krank sein, um exklusive Einsicht zu erhalten. Nur dort – hinter verschlossenen Türen – wären Sie live dabei. Der Preis: Sie wären ein Notfall. Und wer will das schon? In diesem Buch bekommen Sie ganz ohne Vollkörpereinsatz eine Führung. Folgen Sie mir bitte und seien Sie unerschrocken.



## Moment mal - Wer schreibt hier eigentlich?

Vor knapp 21 Jahren begann ich in einer interdisziplinären Notaufnahme zu arbeiten. Aber eigentlich fing alles schon viel früher an.

An einem Samstag kurz vor Weihnachten wurde ich bei minus 31 Grad geboren. So war ich es von Anfang an gewohnt, es mir von innen schön warm zu machen. Das kann sehr hilfreich im Leben sein. Dieses »innere Feuer« wärmt mich in Krisenzeiten, wappnet mich gegen Kälte von außen und schirmt mich ab, wenn mir jemand böse kommt. Meistens zumindest.

Als Pfarrerskind wuchs ich in großen Pfarrhäusern mit noch größeren Gärten auf – mit dem unerschütterlichen Kinderglauben, dass jemand »ganz Großes« auf mich aufpasste, mich beschützte und begleitete.

Das erste Haus, an das ich mich erinnere, war ein ehemaliges Schulhaus. Darin lebten wir, während das Pfarrhaus renoviert wurde. Im Erdgeschoss staubten

die verlassenen Schulbänke vor sich hin. Es gab Plumpselos auf dem Schulhof, vor denen wir uns so gruselten, dass wir sie nie betraten. Im Winter zog es in unserem neuen Zuhause wie Hechtsuppe. Im Frühjahr und Sommer saßen die Tauben vor dem Kinderzimmerfenster in der hohen, alten, knarrenden Tanne und gurrten mich in den Schlaf. Ich habe es geliebt, mein Zuhause.

Es gab jede Menge Streuobstwiesen um das kleine Dorf herum, deren Erzeugnisse im Herbst direkt in Flaschen abgefüllt wurden. Apfelsaft in Hülle und Fülle. Voll bio, als noch keiner davon sprach. Einen Fernseher hatte der Nachbar. Dort saßen wir donnerstags und schauten *Wickie und die starken Männer*. Mehr Multimedia gab es nicht.

Gespielt wurde auf der Straße. Wenn wir Hunger hatten, besuchten wir eine der Nachbarinnen, die vom riesigen Laib Brot, an die bunte Kittelschürze gedrückt, eine dicke Scheibe abschnitt. Sie wurde dann dick mit Butter bestrichen und mit Salz bestreut.

Dieser Lebensanfang ist mein Fundament. Das Geschenk einer glücklichen Kindheit ist nicht jedem gegeben. Ich halte es tief in meinem Herzen verankert, und es trägt mich durch mein Leben.

Was hätte ich nicht alles werden können: Bäuerin (das lag nahe – hallo Landleben) oder Rockstar – wir gaben regelmäßig Konzerte und schmetterten Songs in eine Bürste hinein. Erzieherin? Ich machte ein Praktikum im Kindergarten und liebte die Kinder – aber

abends klingelten mir die Ohren. Und nach einem Praktikum im Krankenhaus wusste ich es: Hier konnte ich mich mit den Menschen unterhalten. Sie konnten mir sagen, wo es wehtat und was sie möglicherweise brauchen würden. Ich empfand das als enormen Vorteil im Vergleich zu den Kindern, die in Tränen ausbrachen, weil das Ketchup nicht genau in der Mitte des Tellers platziert wurde. Kleine Handreichungen – selbst von mir als Praktikantin – konnten das Wohlbefinden des Einzelnen spürbar steigern. Auch das gefiel mir: Erfolge wurden mitunter schnell sichtbar. Vor allem aber dankten meine Ohren es sehr. Und dann dieses aufregende Miteinander der einzelnen Bereiche: die lustigen Mitarbeiter in der Röntgenabteilung, die spendablen Damen im Labor, die immer eine kleine Süßigkeit parat hielten. Die Ärzte, die so unfassbar erhaben und erwachsen wirkten. Ich konnte mir gut vorstellen, Teil dieser Gemeinschaft zu werden. Hier würde ich Heimat finden.

## In diesem ehrenwerten Haus - Meine Zeit als Schwesternschülerin

Ich begann meine Ausbildung in einem kleinen Landkrankenhaus. Ich lernte in diesem christlich geführten Haus alles, was ich fürs Krankenschwesternleben wissen musste, und noch viel mehr: Krankenpflege in Theorie und Praxis ebenso wie Singen am Morgen –

was mich immer noch zerrüttet, sollte heute einer in meiner Gegenwart morgens singen. Wir lernten zu »spuren«, und vor allem lernten wir, mit Repressalien umzugehen. Krankheitslehre und Sockenordnung standen fast gleichberechtigt auf dem Stundenplan. Außerdem hatten wir Verbandslehre bei der gestrengen Schulschwester und Medikamentenkunde beim örtlichen Apotheker, der einen Strickpullover mit dem Motiv einer im Kessel rührenden Hexe trug. Wir feierten ihn sehr. Wir lernten Gesprächsführung und Duckmäusertum, was sich keinesfalls ausschloss. Wir lernten fürs Leben. Dazu trugen wir Tracht mit Streifen, die bei näherer Betrachtung Augenflimmern erzeugte und jeden Epileptiker sofort getriggert hätte. Auf dem ordentlich zusammengebundenen Haar thronte eine Haube. Wir Schwesternschülerinnen falteten sie zum Verdruss der Oberin winzig klein und befestigten sie als Zeichen der »Aufsässigkeit« mit bunten Spangen am Haar. Die Oberin war streng und geradezu unerbittlich. Aber sie hatte auch ein großes Verständnis für die Wendungen, die das Leben manchmal nahm. So pflegte sie zu sagen: »Lieber ein Kind auf dem Kissen als eines auf dem Gewissen.« Denn obwohl strenges Männerverbot im Schwesternwohnheim herrschte, gab es alle Jahre wieder eine »Jungfrauenschwangerschaft«. Sie hielt dann immer zu den jungen Frauen.

Das blieb mir zum Glück erspart, aber dafür lernte mein damaliger Freund das An- und Wegschleichen,

noch bevor er bei der Bundeswehr eintrat. Es war sehr aufregend. Nervenkitzel – nicht nur der Liebe wegen, sondern auch angesichts der ungeheuren Gefahr, erwischt zu werden. Welche Schmach mir dann gedroht hätte – darüber wollte ich lieber erst gar nicht nachdenken und ließ mir meine Angst sofort »wegknutschen«.

Wohnen zu Hause war nicht erlaubt. So wohnten alle Schülerinnen zusammen. Nur den wenigen Pflegeschülern war es vergönnt, dort zu wohnen, wo sie wollten. Gleichberechtigung? Ich bin mir nicht sicher, ob man in der kleinen Stadt überhaupt schon mal davon gehört hatte. Wer hier lernen wollte, wohnte hier. Aus. Bloß für Männer galt das eben nicht.

Man stelle sich vor: Ein ganzes Haus voller Mädels mit unterschiedlichstem Background, die plapperten, stritten, lachten oder sangen. Irgendwo plärrte immer ein Radio. Zettel mit »Achtung, wir haben Nachtdienst – bitte Ruhe« hingen an einzelnen Zimmertüren und wurden geflissentlich übersehen. Es war wie bei *Hanni und Nanni*. Oder wie auf einem Hühnerhof. Es war sehr lustig und sehr anstrengend zugleich.

Wer großes Glück hatte, bekam ein Einzelzimmer. Der Rest wohnte in Zweierstuben auf achtzehn Quadratmetern. Waschbecken im Zimmer, Dusche und Toilette auf dem Gang. Im Jahr unseres Examens pflasterte ich die Wände der Kloräume mit Seiten voller Lehrstoff. So konnte man praktischerweise gleich mehrere »Geschäfte« gleichzeitig erledigen. Wenn man von »Blut:

Zusammensetzung und Eigenschaften« genug hatte, zog man eine Toilette weiter zu »Die Niere – Anatomie, Funktionen und mögliche Erkrankungen«.

Am Ende des Stockwerks residierte eine der altherwürdigen Schwestern, den kleinen grauen Dutt unter der Haube versteckt. Mit festem Trippelschritt schaute sie immer nach dem Rechten und Linken. Sie rügte gerne und viel. »Schwestern«, ermahnte sie uns beispielsweise, wenn wir abends kichernd auf dem Balkon saßen. Sie nannte uns Schwestern, obwohl wir es ja faktisch noch gar nicht waren. »Schwestern. Bitte leiser! Das schallt weit ins Krankenhausgelände hinein!«

Die etwas Individuelleren unter uns bekamen mächtig Ärger wegen bunter Socken und roter Haare. Individualität wurde hier nicht geschätzt. Eine gute Schwester zeichnete sich durch keinerlei Eigenheiten aus. Schwarmdummheit – oder die Kunst, nicht aufzufallen – war mir leider schon damals nicht gegeben. Manche von uns wurden hier zu Kämpferinnen. Das Leben wäre einfacher gewesen, hätten wir uns angepasst. Trotzdem begriffen wir hier schnell, wie unklug es war, ehrlich zu sein. Antworten wie »Nein, das habe ich noch nicht erledigt« brachten einen nicht weiter. Es folgten stets lange, unschöne Gespräche über Faulheit sowie die Bitte, sich am Liebling der Station ein Beispiel zu nehmen, gekrönt von einer schlechten Beurteilung. Wir verstanden das Prinzip binnen kürzester Zeit und sagten fortan freudig: »Aber natürlich«, oder: »Ich bin gerade dabei« – und

machten es dann geschwind. So wie eben all die anderen »Schlaunen«. Die Welt wollte und will belogen werden. So strahlten wir bald ebensolche Kompetenz und Fleiß aus wie die Lieblinge der Schicht.

Manche von uns kriegten immer wieder mächtig Ärger wegen ihrer »liederlichen« Kleidung. Bunte Socken, die Schwestern-Brosche nicht auf Kehlkopfhöhe, sondern ein oder zwei Knopflöcher tiefer angesteckt, gefärbte Haare, Schminke – Gott bewahre! Die Schulschwester war bei diesem Anblick einem Ohnmachtsanfall nahe. Wahlweise schäumte sie vor Zorn. Sie brachte uns mit unerbittlicher Strenge alles Wichtige bei, war kompetent und akkurat bis zur adrett gefalteten Schwesternhaube. Manchmal, wenn ich viele Jahre später einen Verband anlegte, hörte ich immer noch ihre Stimme im Ohr. Sie hatte in vielem recht und brachte uns ein Wissen bei, das heute so nicht mehr gelehrt wird. Ja, wir haben viel gelernt bei ihr. Jahre später habe ich meine Schüler mit diesem schulschwesterlichen Wissen aus den »alten Zeiten« genervt, gefördert und sehr viel weitergebracht. Sagen wir mal so: Schülerinnen und Schüler, die durch »meine Hände« gingen, wissen, dass das Grundgelenk bei einem Verband *immer* mit eingewickelt wird. Und dass Keime sich über ein »Pfffff« mit der Desinfektionsmittelflasche kaputtmachen. »Immer erst mechanisch, dann chemisch!«, höre ich die Schulschwester heute noch sagen. Das gab ich weiter. Und noch vieles mehr.

Damals gab es ausschließlich »geteilten Dienst«: von 7 bis 13 Uhr, dann Mittagspause und wieder Dienst von 16 bis 19 Uhr. Ein Traum für jeden Ökonomen heutzutage. Personal fast rund um die Uhr. Immer da. Dazu gab es gemeinsame Mahlzeiten für die gesamte Schwesternschaft. Immer mit Morgenandacht – quasi Spiritualität zum Aufwachen – und immer mit Lied. Da waren Schul-, Ober- und Stockwerksschwester unerbittlich. Und wir waren morgens oft schon leicht vergrätzt, bevor die Sonne überhaupt aufgegangen war. Mit diesen somnambul gesungenen Liedern, die wir mit zwei Stimmen aus dem Effeß beherrschten, zogen wir einmal im Monat über sämtliche Stationen im Krankenhaus und sangen vor den Krankenzimmern. Vorneweg die Schulschwester mit der Gitarre. Wir, die Schwesternschülerinnen, hintendran. Und so sehr es damals nervte: Es war schön! Heute wäre das undenkbar. Effizienz – ja, Seelenpflege – wo denken Sie hin?

Dann wurde irgendwann der Schichtdienst eingeführt. Welche Aufregung. Neue Zeiten in alten Häusern. Heimlich träumten wir von Hosen und Kasacks – ein Wunsch, der sich in diesem Krankenhaus erst Jahre später erfüllen sollte. Endlich mal zwischendurch ausschlafen. Frühschicht von 6 bis 14 Uhr, Spätdienst von 13.30 bis 21.30 Uhr. Der Nachtdienst, den wir als Schülerinnen nur eine Woche in der Ausbildung hatten, begann um 21 Uhr und endete nach der Übergabe um 6.30 Uhr. Nach einem Frühdienst und einem Spätdienst

am nächsten Tag hatte man fast einen geschenkten Tag dazwischen. Zumindest kam es uns damals so vor. Dass die Nacht bei einem Wechsel von Spät- auf Frühdienst kurz ausfiel, vergaßen wir. Wir waren jung. Wir kümmerten uns kein bisschen um Schlafdefizite. Die Oberschwester beobachtete diese Veränderung mit gemischten Gefühlen. Es war, als würde sich die gute alte Zeit langsam, aber sicher auflösen.

Doch in anderen Bereichen hielten sich die althergebrachten Vorgehensweisen hartnäckig: Einmal fiel meine Freundin und Kurskollegin vom Pferd und lag mit einer Gehirnerschütterung in »unserem« Krankenhaus. Ich erinnere mich an den Aschenbecher im XXL-Format auf dem Tisch im Vierbettzimmer. Sie lag dort drei Tage, dann war sie geheilt. Röntgenbild? Wozu denn? CT? Das haben wir nicht! Wird schon wieder werden. Und siehe da: Es wurde wieder.

Die Waschschüsseln aus Plastik wurden stundenlang in Desinfektionsbrühe eingeweicht. Das war Aufgabe der Schüler – nie hat sich eine examinierte Kraft in diese Räumlichkeiten verlaufen. Genauso wie es unser Job war, Betten und Nachttische mit Desinfektionsmittel zu reinigen – mitunter auch mittels einer Zahnbürste, wenn das strenge Stationschwesternsaue es für nötig erachtete (oder dich nicht leiden konnte). Hier habe ich auch die hohe Kunst des Bettenbeziehens gelernt. Gnade dir Gott, wenn die Ecken der Kissen nicht richtig gefüllt waren! »Lehrjahre sind keine Herrenjahre«, er-

kläre ich heute im Duktus der alten Schwesternschaft, wenn sich Schüler beschwerten, dass sie die Medikamentschränke kontrollieren und auswaschen sollen. Diese Unmenschlichkeit aber auch. Als es damals irgendwann eine Bettenzentrale gab, atmeten wir auf.

Wir waren gefühlte Stunden mit Eis- und Heißbehandlungen zugange. Die wurden bei beginnenden Druckgeschwüren durchgeführt. Stundenlang hantierten wir mit Eiswürfeln und Föhn an dicken und dünnen Popos. Andere Wunden wurden mit Zucker oder Blutegelein behandelt. Ein Trend, der gerade wieder aufflammt, aber heute kaum machbar ist, denn damals hatten wir mehr Zeit für die Patienten. Ich bin nicht böse drum. Das Blutegelgeschäft war mir zuwider.

Die Blumenpflege auf der Gynäkologie war mein nächster persönlicher Horror. Jeden Abend wurden alle Sträuße vor das Zimmer der Wöchnerinnen gestellt. Dann sah der Flur wie ein Wochenmarkt in Holland aus. Morgens neues Wasser, gammelige Blumen aussortieren. Rein in die gute Stube der glücklichen Mütter. Stunden waren wir damit zugange. Nach dem dreimonatigen Einsatz auf der Gyn war ich perfekt in Bettenmachen und Blumenpflege. Dinge, die mir heute im Leben wahnsinnig durch den Tag helfen. Nicht.

Männer waren damals eher selten in der Pflege. Die einen waren cool und arbeiteten in der Anästhesie oder im OP. Die anderen waren es nicht. Sie trugen gerne einen Kamm in ihren Taschen – da, wo wir Kulis und

Schere aufbewahrten –, um sich vor Betreten des Krankenzimmers schnell noch durchs leicht fettende Haar den Scheitel zu ziehen. Die Witze der coolen männlichen Kollegen waren derb und gingen an die Schmerzgrenze. Außerdem waren sie nie da, wenn man sie brauchte. Aber man fand sie leicht: Immer dem Tabakgeruch und den lauten Stimmen nach. Da saßen sie dann in den Besucherecken und spielten Karten mit den Patienten. Auch das hat sich geändert.

Meine erste Dauerwelle sparte ich mir in dieser Zeit mühsam vom kargen Lohn ab. Er war noch karger durch den Abzug von Zwangswohnen, -essen und -trinken. Es blieben uns so um die 200 Mark im ersten Lehrjahr. Aber wo hätten wir es auch ausgeben sollen? Die Stadt war winzig, die Eisdielen hatte nur im Sommer auf und die Disco ausschließlich am Wochenende. Da war die Dauerwelle mit 120 Mark das Teuerste, was ich mir in dieser Zeit leistete. Ich sah aus wie ein Schaf. Ich war sehr unglücklich.

Wenn ich mir heute Geschichten von den Schülern anhöre, stelle ich fest: Beliebigkeit und Unverbindlichkeit gab es damals nicht. Kein Herausreden. Kein Schwänzen von unliebsamen Aufgaben. Kein unnötiges Diskutieren. Es war ein bisschen wie bei Frau Holle. Wir wurden dazu erzogen, das Apfelbäumchen abzuernten, wenn es reif war. Dieser Pragmatismus steckt heute noch in vielem, was ich tue. Man kann diskutieren, aber davon wird die Arbeit nicht weniger. So einfach ist das.

Wir haben zusammengelebt und -gearbeitet, ähnlich wie in einer Familie – inklusive nervtötender Tante und merkwürdigem Onkel. Und so anstrengend das auch sein kann: Es war mir trotz alledem ein Anker und ein Kompass. Etwas, das es heute selten gibt. Obwohl es genau das ist, wonach die Menschen immer noch und immer wieder dürsten. Wenn es fehlt, kann das sehr unglücklich machen.

### Wie in einer anderen Zeit

Manchmal erzählen mir heute die Schüler und Schülerinnen von ihren Außeneinsätzen. Wie es da so war – in der Kinderklinik, Psychiatrie oder Sozialstation. »In welche Haushalte du da kommst – das kannst du dir nicht ausdenken!«, enden ihre Beschreibungen dann oft mit leichtem Erschauern. Doch, kann ich. Ich war auch mal als Schülerin mit der Gemeindegeschwister unterwegs. Ich war ein bisschen neidisch auf einige meiner Kollegen, die bequem mit dem Fahrrad durch die kleine Stadt von »Zuckerspritze« zu »Zuckerspritze« der Diabetiker fahren konnten, während ich auf dem Land eingesetzt war. Sie schoben eine vergleichsweise ruhige Kugel. Ich knechtete mich durch die Tage. Während meine Kurskollegen in der Gegenwart blieben, machte ich auf dem Land einen Zeitsprung. Denn die Zeit schien für manch einen der ländlichen Bevölkerung tatsächlich stehen geblieben zu sein.

Auf »meiner« Tour bekam ich bereits deutlich den

demografischen Wandel zu spüren. Die Kinder hatten teilweise ihre Höfe aufgegeben, um in der Stadt zu arbeiten. Und die, die blieben, hatten keine Zeit, sich um die Altvorderen zu kümmern. Waschen, pflegen und hegen wurde in andere Hände gelegt – in unsere. Geheizt wurde größtenteils mit Holz, das die Kinder oder Enkel hoffentlich rechtzeitig und in ausreichender Menge zuvor gehackt hatten, damit die Oma nicht frieren musste. Viele hatten keine Badezimmer, und in den Betten türmten sich die Plumeaus über gusseisernen Wärmflaschen. Die Häuser waren nie isoliert. Es zog durch alle Ritzen und an allen Ecken und Enden. Vor den Türen standen immer kleine Schüsselchen mit Milch für die vielen Katzen, die überall herumstreunten.

Ich kam auch in das Haus von Christian und seiner Schwester Anna. Sie wohnten außerhalb des Ortes in einem kleinen Gehöft. *Drei Haselnüsse für Aschenbrödel* in Miniatur. Solche Häuser kann man heute in Freilandmuseen bestaunen. Das Haus der beiden hätte man sofort ab- und dort gleich wieder aufbauen können. »Ländliches Wohnen um 1900«, würde auf einem kleinen Schild am ehemaligen Misthaufen vor der Tür stehen.

Immer mittwochs hatten wir dort einen Termin zur Körperpflege. Der Flur war mit blau-weißen Kacheln gefliest. Rechts führte eine Tür in die Wohnstube der beiden. Darin stand ein Tisch mit Bänken drum herum. Die Wände waren mit gemalten Mustern geschmückt.